



Claudia Lillge/Dustin Breitenwischer/
Jörn Glasenapp/Elisabeth K. Paefgen
(Hrsg.):

Die neue amerikanische Fernsehserie.
Von Twin Peaks bis Mad Men. Paderborn
2014: Wilhelm Fink Verlag. 351 Seiten,
44,90 Euro

Die neue amerikanische Fernsehserie

Fernsehserien sind momentan zumindest in der akademischen Diskussion in aller Munde, vor allem neue amerikanische Serien. Damit sind vor allem Serien gemeint, die zu Beginn des 21. Jahrhunderts entstanden sind. Im vorliegenden Band wird vor allem aus literaturwissenschaftlicher Sicht ein Blick auf 13 Serien geworfen, die beim Publikum mehr oder weniger erfolgreich waren: *Die Sopranos*, *Six Feet Under*, *Gilmore Girls*, *24*, *The Shield*, *The Wire*, *Deadwood*, *Boston Legal*, *The West Wing*, *The L World*, *Nip/Tuck*, *Mad Men* und eine wichtige Serie aus den 1990er-Jahren, *Twin Peaks*. Die Auswahl macht bereits deutlich, dass es sich um sogenannte Qualitätsserien handelt, die mit ihrer epischen und komplexen Erzählweise mit Romanen konkurrieren. Es geht um Serien, mit denen sich gebildete Zuschauer von anderen abgrenzen können. In der Einleitung der Herausgeber heißt es entsprechend auch über die Sender, die diese Serien ausstrahlen: „Zumindest adressieren sie dezidiert seinen Leser – einen Leser, der *idealliter* hoch- und popkulturell versiert ist und den mitunter außerordentlich weiten Anspielungshorizont, den diese Serien eröffnen, in kulturell synchroner und diachroner Perspektive zu entschlüsseln vermag“ (S. 10, H. i. O.). Die Autoren zeigen in ihren „Lektüren“ der genannten Serien, dass sie zu diesem adressierten Publikum gehören und zur Entschlüsselung befähigt sind.

Trotz eines gewaltigen Anmerkungsapparats – allein der Beitrag von Claudia Lillge zu *Six Feet Under* bringt es auf 113 Anmerkungen – bleiben die Ausführungen häufig ungenau.

So wird auch hier einem Ideal von Autorenserien gehuldigt, das den Erfinder einer Serie in guter europäischer Tradition als „auteur“ begreift. Von einem Verständnis des Schreibens im Writers' Room und der Rolle eines Showrunners ist nichts zu spüren. Für alle behandelten Serien wird vorausgesetzt, dass es sich um Qualitätsserien handelt, die – so die einzigen Kriterien – episch und komplex erzählt sind. Da stellt sich dann die Frage, warum eine Serie wie *Gilmore Girls* dazugehört, die weder das eine noch das andere ist. Jörn Glasenapp zeigt in seinem Beitrag über diese Serie sehr schön, dass sie sich an einem Filmgenre, den Screwball Comedies mit ihrem Witz und ihrer Dialoglastigkeit orientiert. In der Einleitung wird auf ein scheinbar zentrales Merkmal der Serien eingegangen: „Gemeinsam ist allen Serien, dass sie sich in aktuelle kulturelle und politische Diskurse einschalten und als Beiträge zur krisengeschüttelten Lage Amerikas und der westlichen Welt im gerade beginnenden 21. Jahrhundert verstanden werden können“ (S. 14). In einigen Beiträgen wird auf diese Bezüge auch eingegangen, in den meisten jedoch nicht.

Dem Band mangelt es an einer Systematisierung dessen, was eigentlich Qualitätsserien ausmacht, und einer anschließenden Analyse, ob die vorgestellten Serien diesen Kriterien entsprechen. Ebenso fehlt ein historischer Kontext. Zwar wird in einigen Beiträgen auf die Quality-Debatte in den 1980er-Jahren am Beispiel von Serien wie *Hill Street Blues* oder *St. Elsewhere* hingewiesen, aber eine Beschäftigung damit und ein Versuch, möglicherweise eine Kontinuität auch in den 1990er-Jahren zu sehen, findet nicht statt. Über-

haupt spielen die Produktionskontexte der Serien kaum eine Rolle, auch wenn manchmal in Fußnoten darauf hingedeutet wird. So wird zwar auf den Stellenwert des Kabelsenders HBO hingewiesen, doch die behandelten Serien stammen teilweise von klassischen Networks, denen in den akademischen Diskussionen sonst gerne die Innovationskraft abgesprochen wird. Kurz: Es geht einiges durcheinander in diesem Band. Worum es bei den Lektüren und der Distinktion vom ungebildeten Zuschauer geht, wird deutlich, wenn immer wieder die Nähe zu Romanen betont wird oder – wie im Beitrag zu den *Sopranos* – ein imposanter Vergleich aufgestellt wird: Bei der Serie hätten wir es „mit dem fernsehästhetischen Gegenstück zu einem monumentalen literarischen Werk von etwa 10.000 Seiten zu tun, also einem Mehrfachen von dem, was noch Marcel Proust in seinem epochalen *À la recherche du temps perdu* seinen Lesern zumutete“ (S. 20f.). Der geneigte Leser mag manchen „Lektüren“ folgen und interessante Interpretationen finden – oder auch nicht. Der geneigte Serienfan wird eventuell zu mancher Reflexion angeregt, viel Neues erfährt er aber nicht.

Prof. Dr. Lothar Mikos